

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Leider hat durch eine unselige Verknotung von Zufällen die Sache eine sehr ungünstige Wendung genommen.“

„Das kümmert mich nicht. Wenn ich nur über das Schicksal meiner Gemahlin erst Nachricht hätte. Mag ihr das Schlimmste widerfahren sein, ich werde es ertragen, nur diese Ungewissheit, dieser Abgrund von unheimlichen Vorstellungen in denen sich meine Seele umtreibt, hegt und martert mich zu Tode.“

„Trotzdem müssen Sie endlich an ihr eigenes Schicksal denken“, ermahnte der Marquis und sein Blick ruhte wieder theilnahmvoll auf dem unglücklichen Freunde.

„Ich kann es nicht“, entgegnete der Graf mit beinahe stumpfsinniger Entsaugung.

„Dann erlauben Sie, daß wenigstens Ihre Freunde Alles in Bewegung setzen, um Sie zu retten.“ Das blasse Antlitz des Marquis belebte sich, als er mit gehobener Stimme fortfuhr: „Ja die Welt soll sehen, daß wir Freunde sind, kein Opfer wird mir zu groß sein, um Ihre Unschuld an den Tag zu legen. Ich habe sorgfältig ermittelt, welchen Verlauf die Untersuchung genommen; auf die unsichere Andeutung eines Sterbenden können Richter unmöglich etwas geben. Nun hat zwar der alte Graf Tschernischeff die Mittheilung gemacht, daß zwischen Ihnen und Lubowsky schon von früher her eine unversöhnliche Feindschaft bestanden hat, die auf dem Maskenball von Neuem zum Ausbruch gekommen; aber ich werde bekunden, daß zwischen Ihnen an jenem verhängnißvollen Abende kein Zerwürfniß stattgefunden.“

Der Graf hatte anfangs kaum auf die Worte des Marquis gehört, zuletzt wurde er doch aufmerksam und als dieser geendet, sagte er rasch und entschieden: „Nein, theurer Freund, halten Sie um meinetwillen mit nichts zurück. Ich haßte an jenem Abende den Spanier förmlich instinctiv, noch eh' ich wußte, daß dahinter mein Todfeind steckte. Sie haben selbst gesehen, wie mich seine Unverschämtheit empört hat und selbst wenn es nicht Lubowsky gewesen wäre, würde ich ihn geächtigt haben.“

„Still, theurer Freund“, unterbrach ihn lebhaft der Marquis, „ich will und darf solche Selbstbekenntnisse nicht hören. Niemals werde ich es über's

Herz bringen, daß meine Aussage Ihre Angelegenheit noch verschlimmern sollte. Man mag dem Marquis d'Autour Vieles nachsagen, aber eines wird man niemals können, behaupten, daß er die schönen und erhabenen Pflichten der Freundschaft je verletzt“; und der Marquis legte zur größeren Bethuerung, die seine aristokratisch geformte Hand auf seine Brust.

„An Ihrer treuen Freundschaft habe ich nie gezweifelt“, entgegnete der Graf, „aber geben Sie sich weiter keine Mühe, mich zu retten, mein Leben hat keinen Werth. Suchen Sie das finstere Geheimniß zu lüften, das über meiner armen Gemahlin ruht, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein.“

„Zählen Sie auf meine unermüdblichste Thätigkeit“, sagte der Marquis. „Ich schwöre Ihnen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis ich sie gefunden“, und sein blasses Antlitz leuchtete in idealer Berklärung über die schöne Aufgabe, die er sich gestellt.

„Mein einziger, mein theuerster Freund!“ rief der Graf voll überströmender Empfindung und sank dem Marquis an die Brust. Beide hielten sich lange umschlungen.

Als sich d'Autour entfernt, war Ghula einen Augenblick wie verwandelt, seine Augen glänzten und mit verklärtem Lächeln murmelte er vor sich hin: „Er wird nicht eher ruhen und rasten, bis er sie entdeckt und seinem Scharfsinn wird es schon gelingen.“ Mit einem freieren Herzen warf er sich auf sein Lager.

Niemals war der Eingang zum Justiz-Palast von einer zahlreicheren und vornehmeren Menge belagert, als an dem Tage, an dem Graf Ghula vor den Schranken des Gerichts zu erscheinen hatte. Leute aus den höchsten Kreisen drängten sich herbei, um einer Verhandlung beizuwohnen, die das Interesse der guten Gesellschaft so lebhaft in Anspruch nahm. Der Graf war durch seinen Rang, seinen Reichtum und die Verbindung mit der Tochter eines angesehenen russischen Diplomaten in den besten Kreisen bekannt. Ueberall hatte sein chevalereskes Wesen, seine stattliche, gewinnende Persönlichkeit einen angenehmen Eindruck gemacht und man begriff es vollkommen, daß die schöne Comtesse Katharina an den Grafen ihr Herz verloren, den alle Frauen bewunderten, obwohl er nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stand.

Auch Baron Lubowsky war in den Pariser Gesellschaftskreisen keine unbekanntere Persönlichkeit.

Er hatte schon mehrmals eine Saison in der französischen Hauptstadt zugebracht und Viele wußten sich noch auf den lebens- und abenteuerlustigen russischen Edelmann zu besinnen, der all' den Schlist und die feinen einschmeichelnden Manieren besaß, die man seinen Landsleuten nachrühmt; aber unter der glatten Außenseite bargen sich auch all' die Nationalfehler, die man ihnen zuschreibt. Er war glatt und friehend gegen Jeden, den er für sich zu gewinnen suchte, aber ebenso heimtückisch und rücksichtslos, wenn er irgend einen Plan verfolgen wollte oder Jemand seinen Haß erregt hatte. Kein Mittel war ihm dann zu schlecht, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Rubowsky war als heiterer Lebemann überall wohlgekommen; selten kamen seine guten Bekannten und am wenigstens die sorglosen Franzosen auf den Grund seines Wesens, die ohnehin sich so gern mit dem äußern Schein begnügen. Seine Sucht, selbst seine besten Freunde zu verleumden, hinter ihrem Rücken allerhand picante Histörchen von ihnen zu erzählen, legte man für witzige Plauderei aus, die einem Mann von Geist zu verzeihen ist und seine Rohheit, die zuweilen hinter der Tünche hervorbrach, galt für Muth und schonungslose Energie. Rubowsky war erst vor wenigen Tagen wieder in Paris aufgetaucht und hatte trotzdem durch seine Verschwendung, seinen ungeheuren Reichthum, den er zur Schau stellte, mehr als je gegläntzt, und um so mehr beklagten seine guten Freunde das schreckliche Ende dieses prächtigen Cavaliers, dessen wohlgefüllte Börse ihnen noch die heitersten, lustigsten Tage versprochen. Seinen Landsleuten war wenigstens die Quelle seines Reichthums nicht verborgen, er hatte erst vor Kurzem eine Bergwerk- und schavenreiche Tante beerbt und selbst bei der tollsten Verschwendung wäre es ihm nicht möglich gewesen, seine Silberminen und seine Leibeigenen in dem modernen Dabel schon in den nächsten Jahren los zu werden. — Wie viel übermüthiges, tolles Gelächter war mit dem reichen russischen Baron verstummt!

Es war kein Wunder, daß deshalb auf den Bänken des Zuhörerraumes Grafen und Edelleute, die feinste Damenwelt in prachtvollster Kleidung Platz genommen, wo sonst nur der schlechte Krämer, der arme Arbeiter und bürgerliche Müßiggänger sich einfanden.

Es schien als ob das vornehme Viertel von Paris sich heut' in dem Saal des Justizpalastes ein Stelldichein gegeben. Ueberall glänzte es von Orden und Juwelen, überall rauschten seidene Gewänder und die ganze Versammlung machte durch ihre Pracht und Eleganz einen fast blendenden Eindruck. Nicht einem einzigen Bürgerlichen war es gelungen, eine Eintrittskarte zu erhaschen, man hatte sich darum weit eifriger beworben, als sonst um ein Billet zu einer ersten Vorstellung, nur die Wünsche des zehnten Theiles hatte man befriedigen können und die Glücklichen, denen eine Karte zu Theil geworden, hatten heut' schon vor der bestimmten Stunde die Thür des Justizpalastes belagert. Ein seltenes Schauspiel! Die Aristokratie Chainen bildend, wie sonst nur der Proletarier. — Aber in diesem außerordentlichen Falle mußten alle Bedenken schwinden, selbst die

Reute, denen sich überall alle Thüren öffneten, die überall zu-befehlen gewohnt waren, harrten geduldig aus und immer neue glänzende Equipagen rollten heran, um das Gewühl noch großartiger zu machen.

Als sich die Thüren geöffnet, stürmten die Zuschauer vorwärts, um einen Platz zu erobern. Heut verließ auch die alte hochgeborene Gräfin, die sonst durch ihre vornehmen Manieren immer bewies, daß sie eine unausfüllbare Kluft von den Bürgerlichen trennte, ihre ruhige Haltung, ihre Gemessenheit; sie drängte und wurde weiter gedrängt und der Marquis, der nach der Befiegung der Revolution seinen alten Stammbaum und seine alten Vorurtheile wiedergefunden hatte, verleugnete heute all' die feinen Manieren eines wohlgeschulten Höflings und war nur darauf bedacht, sich mit seinen Ellbogen Bahn zu brechen, da er bald erkannt hatte, daß ihm seine ausgesuchte Höflichkeit hier nicht forthelfen würde.

Der Raum, in dem sich sonst nur Scenen des Glends und Verbrechens abspielten, schien heute in einen Festsaal verwandelt, in dem die feinste und beste Gesellschaft ein aufregendes Vergnügen suchte.

Noch waren die Richter nicht versammelt und schon nahm das Unbedeutendste die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch. Man hatte kaum Zeit, sich gegenseitig zu begrüßen, zuzuwinken und zu verbeugen, denn aller Blicke richteten sich sogleich auf den Tisch vor der Richterbank auf dem ein blutiges Bündel lag. Es war die Makenkleidung, die Rubowsky bei seiner Ermordung getragen. An den Goldtressen klebte noch das Blut, man konnte es deutlich bemerken. Sein Schwert mit dem abgebrochenen Griff und der ebenfalls blutbefleckte Dolch Ghula's lagen daneben. Alle diese Dinge beschäftigten die Aufmerksamkeit der Zuschauer und das sorgfältige Betrachten derselben half ihnen über die Langeweile des Wartens hinweg.

Endlich wurde die Sitzung eröffnet, die Richter erschienen, die Jury wurde gebildet und eine Menge Zeugen nahmen Platz. Es lohnte sich in der That so viel Beschwerden auszuhalten; schon so viel aristokratische Zeugen zu sehen, war ein Genuß. Da saß Marquis d'Autour mit seinem feinen Lächeln, seinem vornehmen blassen Antlitz und die junge Damenwelt, die für den hübschen eleganten Mann schon immer geschwärmt, fand ihn heute interessanter als je. Neben ihm hatte der alte Graf Tschernischeff Platz genommen und um den Faubourg St. Germain dem ausgesuchtesten Genuß zu liefern, saßen die beiden Comtessen Tschernischeff an seiner Seite. Wie waren die beiden hübschen Russinnen in die traurige Sache verwickelt worden? Was konnten sie ausagen und wo hatten sie den Muth hergenommen, hier öffentlich zu erscheinen? Die hübschen Töchter aus dem Norden mußten doch keine Ahnung von dem Peinlichen ihrer Lage haben! Manche Stockaristokratie dachte mit Entsetzen daran, wenn sie dort auf der Zeugenbank hätte erscheinen müssen, lieber sterben! — und die jungen Damen sahen so frisch und unbefangen aus, als mache es ihnen noch dazu ein Vergnügen, plötzlich die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf sich zu lenken. Besonders die Älteste mit ihrem beinah südlichen Teint und ihren

dunkel blühenden Augen, die sich nicht ein einziges Mal schüchtern niederschlug, es mochten noch so viel Operngüter auf sie gerichtet sein, hatte eine so selbstbewußte sichere Haltung, als sei sie in ihrem Leben schon oft der Zeugenbank erschienen. Die kleine Blondine zeigte sich ein wenig besangener, aber nur am Anfang, später ließ auch sie ihre blauen Augen mit kindlicher Neugier über die glänzende Versammlung gleiten und nickte freundlich hinüber, wenn sie zufällig einen Bekannten entdeckt hatte.

Endlich gab der Präsident das Zeichen, den Angeklagten vorzuführen und wenige Minuten später stand Graf Ghula vor den Schranken des Gerichts. Nun richteten sich alle Blicke auf ihn, selbst diejenigen, die ihn früher oft gesehen, betrachteten ihn mit einer Aufmerksamkeit, als sei er ihnen plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden. Von den Lippen manch' schöner Frau, die ihn noch nicht kannte, tönte unwillkürlich ein leises Ach! Wenn es auch allgemein geheißt, der Graf wäre ein hübscher Mann, so interessant, so männlich schön hatte man ihn sich doch nicht vorgestellt. Er übertraf alle Erwartungen. So hatte es sich wirklich gelohnt, so lange geduldig auszuharren; eine solch' fesselnde Erscheinung auf der Anklagebank zu sehen, war allein schon für diese blasirten Kreise ein Genuß, abgesehen von der darauf folgenden so angenehm nervenreizenden Gerichtsverhandlung.

„Ja, sie hatten Recht, die hübschen Französinen, wenn sie den ungarischen Grafen bewunderten. Ein Bild ungebrochener Gesundheit und männlicher Kraft stand vor ihnen. Der hochgewachsene Mann mit den schlanken Schultern, der ächt aristokratischen Haltung und dem ausdrucksvollen und ernsten Antlitz machte auf Alle einen gewinnenden Eindruck. Selbst der schwächste Menschenkenner mußte sich gestehen, daß er einen ächt ritterlichen, tüchtigen Character vor sich habe. Der Adel seiner Gesinnung, die Noblesse seines Geistes schien so tief in sein Wesen verwoben, daß sie in seiner ganzen Haltung in jeder seiner Bewegungen deutlich zur Erscheinung kam.

Als der Graf auf der Anklagebank Platz genommen, machte der weibliche Theil der Versammlung noch immer die größten Anstrengungen, um wenigstens den schönen Kopf Ghula's zu betrachten und zu bewundern. Man flüsterte sich gegenseitig Bemerkungen des Entzückens zu über die tiefblauen Augen, die ächt griechische Nase, das blonde üppige Haar und den prächtigen Vollbart des Angeklagten. Der Hauch von Schwermuth, der auf seinem blassen Antlitz ruhte, machte ihn noch interessanter.

Die Anklage wurde verlesen. Sie hatte mit großem Geschick alle Verdachtsgründe zusammengestellt, daß an der Schuld Ghula's kaum noch ein Zweifel blieb. Der Graf und der Ermordete waren Todfeinde, sie hatten schon einmal mit den Waffen in der Hand sich gegenüber gestanden und auf dem Ball der großen Oper war es zwischen ihnen von Neuem zum Ausbruch gekommen. Lubowsky hatte die Gräfin, wie glaubwürdige Zeugen bekunden würden, mit Aufmerksamkeit verfolgt und der von Haß und Wuth entflammte Graf war dadurch zu dem Gedanken angestachelt worden, sich des von

Neuem aufgetauchten Gegners endlich für immer zu entledigen. Die Gelegenheit war zu verführerisch. Graf Ghula hatte aus dem eigenen Munde des Feindes erfahren, welchen Nachhauseweg der Baron nehmen würde, auf seinen ehemaligen Kutscher konnte er sich verlassen, der junge leichtsinnige Mensch war rasch zu gewinnen, wo ihm eine große Belohnung winkte. In wenig Augenblicken war das arme Opfer eingeholt, die einsame Straße begünstigte das Verbrechen, das von Herr und Diener gemeinschaftlich vollbracht wurde. Nach der Ermordung des Baron hatte der Kutscher den Raub ausgeführt, vielleicht war Graf Ghula durch einen Schlag des mit dem Tode ringenden Lubowsky, möglich auch durch den des Kutschers betäubt worden, der sich so am sichersten jeder Gefahr entziehen konnte. Der junge Bursche war dann an den Wagen zurückgeilt, hatte der Gräfin die Mittheilung gemacht, daß bei dem „nächtlichen Duell“ auch ihr Herr Gemahl schwer verwundet worden und ihrem geängstigten Gemüth eine rasche Flucht aus Paris als einzige Rettung vorgestellt. Zum Unglück für den Duellanten hatte der Ermordete noch so viel Lebenskraft, um Graf Ghula deutlich und ausdrücklich als Mörder zu bezeichnen.

So schloß sich der Ring der Kette, nicht ein Glied fehlte; Motive wie Ausführung der schwarzen That waren klar und schlagend lauseinandergelegt, was irgend noch dunkel und zweifelhaft an der Sache war, hatte seine Widerlegung gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Auf folgendem Wege könnte Jemand in 80 Tagen um die Welt reisen. Von London nach Suez in 7 Tagen, von Suez nach Bombay in 13 Tagen, von Bombay per Bahn nach Calcutta in 3 Tagen, von Calcutta zu Schiff nach Hongkong in 12 Tagen, von Hongkong nach Yokohama in 6 Tagen, von Yokohama nach St. Francisco in 22 Tagen, von St. Francisco nach New-York in 7 Tagen, von New-York nach London in 10 Tagen.

Unterhalb des Pont de Vineuil bei Paris, an einer mit Seerosen übersäeten stillen Stelle im Wasser, fand vor einigen Tagen zwischen einem gewiß 150 Jahre alten riesigen Karpfen und einem nicht minder colossalen Hecht ein Zweikampf auf Leben und Tod statt. Der Karpfen, vom Raubfische verfolgt, machte wiederholt verzweifelte Sätze aus dem Wasser in die Luft oder schoß mit Pfeilschnelle durch die Verzästelungen der Wasserpflanzen. So oft der Hecht ihn anbiß und dabei einige Schuppen ausriß, bekam er vom Karpfen einen berben Schlag mit dem Schweife. Aber zuletzt erhielt das bemooste Karpfenhaupt eine tödtliche Wunde, der Fisch zappelte zwei, drei Male und lehrte hierauf seinen Silberbauch nach auswärts. Der Hecht begann sofort mit Lust seinen todtten Gegner zu verpeisen, wurde aber von einem plötzlich fallenden Schusse ebenfalls in das Jenseit der Fische befördert. Die beiden Opfer

wurden hierauf aus dem Wasser geholt, und im Karpfen erkannte der Schütze, einer der Piqueurs des Herzogs von Anjou, einen Jüngling der prinzipalischen Fischteiche, der vor sieben Jahren aus denselben verschwunden war. Dieser Karpfen „Gabriele“ mit Namen, wurde unter Ludwig XV. in Versailles geboren, vom Könige an Madame de Parabère geschenkt und kam später auch in Carl's X. Besitz.

In der Stadt Sookow in China hatte sich ein Goldschmied an dem Zunftrecht vergangen. Die Arbeiter luden ihn zur Untersuchung in die Zunft Halle und schlossen und verrammelten das Thor. Die Polizei hörte ihn furchtbar schreien und wimmern, und fand den Goldschmied an eine Säule gebunden, nackt vom Kopf bis zu den Füßen und von unzähligen Bissen von 120 Menschen zerfleischt. Die 120 Arbeiter und Zunftgenossen hatten den Unglücklichen entkleidet, an die Säule gebunden und ihm angekündigt, daß er zur Strafe für die verletzten Zunftrechte todtgebissen werde, und sie hatten es ausgeführt. Wegen Mordes können sie nicht verurtheilt werden, weil in den Gesetzen der Fall, daß Jemand todtgebissen wird, nicht vorgesehen ist.

(Mutterliebe mächtiger als Gold). Ein reicher Engländer, so erzählt J. Bay im „Sprudel“, der sich im letzten Sommer in einem der Pyrenäenbäder aufhielt und sich durch seine Originalität überall bekannt gemacht, hat seine seltsamste That ausgeführt. An einem Markttag bemerkte er in dem Badeorte, eine, wie es schien, sehr arme, noch junge und sehr schöne Frau, die Obst verkaufte, weil sie frühzeitig Wittwe geworden war und durch den kleinen Handel die Mittel zu ihrem und ihres Kindes Unterhalt zu erwerben hoffte. Das Kind spielte neben der Mutter, als unser Engländer daher kam. Er sah Mutter und Kind lange verwundert an, dann trat er zu der Frau und sagte: „Sie gefallen mir und Ihr Kind auch, ich will Ihnen auch sagen, warum. Ich hatte eine schöne Frau, die Ihnen sehr glich und die ich über alles in der Welt liebte. Leider starb sie bald und hinterließ mir nur einen Sohn, ihr Bild, einen Engel von einem Kinde, das jedoch ebenfalls der Mutter bald nachfolgte. Um meinen Schmerz zu vergessen, reise ich in der Welt umher, und wenn ich irgendwo einen schönen kleinen Knaben finde, der meinem William gleicht, gebe ich für ihn so viel, als man verlangt, und bitte seine Eltern, mich für das Glück des Kleinen sorgen zu lassen. Schon habe ich vier in London, wo ich sie sorgfältig erziehen lasse. Der von dem Knaben, welcher in seinem 15. Jahre am Klügsten ist und am meisten dem Bilde gleicht, das ich mir von meinem William in diesem Alter mache, wird von mir adoptirt und der Erbe meines Namens und Vermögens. Den anderen sichere ich eine angenehme Stellung in der Welt. Keins von den Kindern nun, die ich bereits gekauft habe, gleicht meinem William so sehr, als das Ihrige. Wollen Sie es mir verkaufen, so gebe ich jede Summe, die

Sie verlangen.“ Die Mutter schloß sich durch diese Worte aufs Tiefste verletzt, drückte ihren Sohn an sich und antwortete kurz: „Herr, ich verkaufe Kirschen und keine Kinder.“ „Die Sache eilt nicht“, antwortete der Engländer mit der kältesten Gelassenheit. „Ich bezahle gut und verlange nichts weiter, als daß die Eltern die Kinder nicht wieder zu sehen suchen. Ich wohne im Hotel Ueberlegen Sie sich die Sache, denn es handelt sich um die Zukunft Ihres Kindes. Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit.“ Die arme Mutter dachte über den seltsamen Antrag nach, das ganze Städtchen sprach von dem Kinderkäufer und er hätte 10 andere Kinder sehr wohlfeil haben können; die schöne Obstverkäuferin aber erklärte ihm, als er nach Ablauf der drei Tage wieder bei ihr erschien: „Ich würde eine Sünde zu thun glauben, die mir der liebe Gott niemals verzeihen könnte, wenn ich mein Kind für schönes Geld hingäbe.“ Der Engländer ließ sich so leicht nicht abweisen; er stellte der Frau Himmel und Hölle vor, Alles vergeblich, endlich sagte er: „Ich wette, daß ich Ihr Kind doch erhalte, denn ich muß es haben. Ich habe mich über Sie erkundigt, Sie gleichen meiner Jenny — ich biete Ihnen meine Hand und Ihr Sohn soll meinen verstorbenen ersetzen. Ich bin frei und reich und stelle nur die einzige Bedingung, daß Sie den Namen Jenny annehmen und Ihren kleinen Sohn da William nennen wollen.“ Diesen Vorschlag überlegte sich die junge Wittwe um vieles reiflicher und sie brauchte nicht drei Tage, um zu einem Entschlusse zu gelangen. Sie sagte Ja und ist jetzt die gefeierte Lady M.

Ein Fall der schrecklichsten menschlichen Verworfenheit wird aus Greifswald gemeldet. Am 5. Februar nahm ein bei dem Manufakturwaarenhändler Krabbe in Greifswald dienendes Mädchen in der Nacht aus dem vor dem Bett liegenden Beinkleide ihres Herrn den Schlüssel zum Geldspinde, stahl aus dem Spinde etwa 300 Thlr., und zündete dann die Betten des Mannes wie der Frau durch mit Petroleum getränkte Schwämme an, welche sie zwischen Kopfkissen und Pfuhl legte. Behauptet wird, daß das Mädchen am Abend zuvor ihre Herrschaft sowohl wie die jungen Leute beim Thee mit Morphem der Art betäubt habe, daß sie sämmtlich schlaftrunken gewesen. Hätte nicht eines der Kinder, welches durch den Qualm unruhig geworden, den Vater durch sein Geschrei erweckt und hätte sich dieser nicht noch zu ermannen vermocht, so wäre das Feuer wahrscheinlich ausgebrochen; so aber gelang es noch, dasselbe rechtzeitig zu ersticken. Einen Tag lang legte sich das Mädchen auf's Längnen: als aber die gestohlenen Caffen-Anweisungen in einem wattirten Rock, in welchem sie dieselben eingenäht hatte, gefunden wurden, wurde sie geständig. Nur daß sie Morphem zur Betäubung verwandt habe, hat sie nicht gestanden. Am 8. machte sie einen vergeblichen Versuch sich zu erhängen.